

**Wolfgang Welsch, *Mensch und Welt. Eine evolutionäre Perspektive der Philosophie*, becksche reihe, Verlag C.H. Beck, München 2012, ISBN 978-3-406-63082-8, 191 S., 14,95 EUR**

Der Autor, Jahrgang 1946, ist Professor für Theoretische Philosophie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena; dieses Buch ist hervorgegangen aus acht Vorlesungen, die er im Mai und Juni 2011 in Weimar auf Einladung des Nietzsche-Kollegs im Rahmen der Vorlesungsreihe „Vom Denken der Welt“ gehalten hat. Die doppelte, nämlich subjektive und objektive Interpretationsmöglichkeit dieses „Denkens“ wird auch den eigentlichen Clou ausmachen: Im Denken des Menschen über die Welt denkt die Welt sich selbst.

Springen wir zuerst in die Mitte dieses Buches, denn den zweiten Teil (6.-8. Kapitel) dieser Vorlesungen möchte ich als äußerst gelungen hervorheben und jedem Leser sehr empfehlen, dem an einer übergreifenden Perspektive auf Welt und Mensch gelegen ist: Im Laufe einer langjährigen Beschäftigung mit der darin behandelten Thematik ist mir noch kein Buch begegnet, das in einer Zusammenschau des objektiven und subjektiven Standpunktes einen solchen bis in die Einzelheiten gehenden Gleichklang der Auffassung sowohl in philosophischer wie in naturwissenschaftlicher Hinsicht erzeugen konnte.<sup>1</sup>

Zu Recht – soweit uns heute dazu rationale Aussagen möglich sind – findet Welsch in der Evolutionstheorie jene Argumente, die den uralten Widerstreit zwischen Empirismus und Idealismus, Alltagsperspektive und Konstruktivismus und wie sonst diese Gegensätze im Laufe der Zeit heißen, auflösen können: Das Kantische angeblich unerkennbare „Ding an sich“ verschwindet

im Bad der „Universalsäure Evolutionstheorie“<sup>2</sup>. Seine Sicht beschreibt Welsch in den drei letzten Kapiteln: „Die evolutionäre Prägung des Menschen“, „Die Welthaftigkeit humaner Kognition“, „Erkenntnis im Prozess der Welt“.

Kapitel 6 gibt einen unbedingt lesenswerten Überblick „Vom Urknall zum homo sapiens“ und betont einerseits, dass die Unterschiede in tierischer und menschlicher „Rationalität“ „allenfalls gradueller, nicht essentieller Natur“ seien (S. 90), um andererseits festzustellen, dass die „kulturelle Evolution“ „uns Menschen schließlich zu den eindrucksvollen Leistungen“ befähigte, „die uns von unseren Verwandten so deutlich unterscheiden“ (S. 91). Der hier aufscheinende Widerspruch wird nicht aufgelöst – davon wird später die Rede sein müssen –, die Steigerung der „Kognition“ sodann mit der Zunahme der Reflexionsfähigkeiten begründet, die beim Menschen schließlich ein Verhältnis von 10:90 zwischen Außen- und Innenkommunikation erreiche. Zu Recht wird betont, dass die Passung auf die Welt in allen Stufen der Kognitionsentwicklung stets durch „Rückkopplung“ der neuartigen Tätigkeitsmöglichkeiten erfolge: „So haben sich Gehirnoptimierung und Tätigkeitsinnovation gegenseitig hochgeschaukelt.“ (S. 94). Dadurch kam beim Menschen die Wechselwirkung zwischen kultureller und genetischer Innovation zum Ende, vielmehr hat sich die kulturelle Evolution im Zusammenwirken von Prägung durch Tradition und epigenetischer Genexpression ganz erheblich gegenüber der genetischen Evolution beschleunigt.

Mit diesem Überblick über die Evolution und den heutigen Stand der menschlichen „Kognition“ wird der eigentliche Kernpunkt der Darlegungen vorbereitet: die im

7. Kapitel vorgestellte „Welthaftigkeit humaner Kognition“.

Die Passung zwischen Lebewesen und Umwelt ergibt sich nicht nur aus der genetisch-leiblichen, sondern ebenso aus der genetisch-kognitiven Entwicklung im Tierreich bis hin zur epigenetisch-kulturellen Koevolution des Menschen: „Indem die Lebewesen sich an die Umwelt anpassen, diese aber auch verändern, werden *beide* Größen andere, im Gefolge wovon es dann zu Nachanpassungen kommt. Dieser wechselseitige Prozess hat zur Folge, dass sich eine ziemlich gute Abstimmung zwischen den Arten und ihren Umwelten einstellt ...“ (S. 107) Dass auch das Wissen eine „positive Sanktionierung durch die Welt in sich“ trägt, dieses also „einigermaßen weltrichtig“ sein muss, folgt daraus, dass ansonsten „die betreffende Art längst ausgestorben“ wäre. „Das Objektwissen der Säugetiere sowie von uns Menschen erfasst Weltbestände (Körper) tatsächlich so, wie sie sind bzw. sich verhalten. Dieses elementare Wissen ist weltrichtig. Es ist objektiv ... im klassischen Sinn von Richtigkeit.“ (S. 117) „Von diesem Grundstock aus sind Erweiterungen möglich“ über den mesokosmischen Bereich hinaus (Wissenschaft), und zwar auf Basis „der eminenten Reflexionsfähigkeit unseres Gehirns.“ (S. 126) „Es ist die reflexive Abstraktion, die auf das wahre Gesetz führt, welches die Alltagsannahme als falsch erweist.“ (S. 127) „Während also der pragmatische Erfolg generell Viabilität beweist – das betreffende Wissen passt einigermaßen auf die Welt –, spricht der Erfolg einer sich *weitesthin* auf kognitive Leistungen stützenden Spezies dafür, dass deren kognitive Leistungen *größenteils* weltrichtig sind. Insofern scheint es berechtigt, von unserem Wissen zu sagen, dass es auf die Welt passt.“ (S. 130)

Wissenschaftliche Theorien sind so gesehen *wahrheitsfähig*, ohne dass wir allerdings zu sagen vermöchten, ob sie *absolut* richtig sind – ohne dies auszusprechen, steht Welsch hier auf Popperschem Boden.

Im achten Kapitel wird schließlich das Wesen der „Erkenntnis im Prozess der Welt“ als durchgängige Kognition erfasst: „Leben und Kognition sind koextensiv“. (S. 130) Hier werden die verschiedenen Stufen der Kognition vorgestellt, von Einzellern und der Empfindung hin zur Wahrnehmung von Eigenschaften bzw. zur Scheidung von Innen und Außen sowie zu rationalen „Funktionen des Vergleichens, Abwägens und Entscheidens“ unter stetiger Zunahme der Reflexion und Selbstbezüglichkeit bis hin zu „*reinen Reflexion*“ als „(beliebig aufstufbare) Reflexion der Reflexion“. (S. 136f.)

Ontologisch gesehen will der Autor mit diesem Kapitel darauf hinaus, dass das „Sein (bzw. die Evolution)“ seit und mit der Erzeugung von Lebewesen, die von allem Anfang an auf „Kognition“ verwiesen sind, „gewissermaßen begonnen [habe], Selbsterkenntnis zu betreiben.“ „Die Kognoszenten sind Dienstleister einer ... Selbsterkenntnis der Welt. – Vermutlich wird das auch noch von unserem Erkennen gelten.“ (S. 137f.) Sodann wird die Frage untersucht, welches Gewicht neben den physikalischen und chemischen Relationen in der Welt den durch Kognition in die Welt gekommenen *Bedeutungen* der Dinge zukommt, also sinnlicher Wahrnehmung, Empfindung und interpretierender Rationalität. Meinen eigenen Grundsatz: „Alles, was ist, ist Kommunikation – und sonst nichts.“ drückt der Autor so aus: „Seiendes ist grundsätzlich und in allem das, was es an Relationen ist. Es ist nichts daneben oder darüber hinaus oder <an sich>. Das Seiende

ist bis in seinen vermeintlichen Kern hinein relational bestimmt.“ (S. 144) – und so löst sich das im Grunde idealistische „Ding an sich“ Kants in der „Universal-säure“ einer evolutionären Weltauffassung auf. Im Folgenden wird sodann dieser Gedanke der „Kognition als ein Modus des generellen ontologischen Musters der Reflexivität“ durch alle Seinsbestände hindurchgeführt, physiko-chemisch, biologisch bis hin zu Geist und Welterkenntnis. Damit ist „Geist nicht ein weltexternes Prinzip, sondern die höchste Artikulationsform eines sehr elementaren Musters bereits der kosmischen und biotischen Prozesse“. „...Geist ist das Ergebnis und Emergenzprodukt dieses grundlegenden ontologischen Musters, das sich zu immer höheren und selbsthafteren Formen gesteigert hat.“ (S. 149) „In der menschlichen Reflexion wendet sich die von Anfang an reflexiv verfasste Natur auf sich selbst zurück. ... Daher bezieht sich, wenn wir uns auf die Welt beziehen, eigentlich die Welt auf sich selbst, betreibt ihre Selbsterfassung – in unserem Erkennen erfasst sich die Welt.“ (S. 150) Von der Evolution her gesehen geht es allerdings nicht um diese „Selbsttransparenz“ der Welt als Zweck, „sondern es geht um ein Sichweitertreiben des Seins mittels der Kognition“, „durch sie entstehen immer wieder neue Möglichkeiten.“ (S. 150f.)

So endet Welsch seinen alles Seiende evolutionär einbindenden Gedankengang, dem ich insoweit nur applaudierend beipflichten kann.

Nun gilt es allerdings den unvermittelten Sprung in die Buchmitte zu begründen, und das Übersprungene nachzuholen. Die Gedankengänge der ersten vier Kapitel konnten den Rezensenten nicht überzeugen, sondern lösten beim Lesen eher un-

behagliche Gefühle aus, deren Herkunft sich erst aus der Kenntnis der letzten drei Kapitel erklären ließ. Fehlen doch einige wichtige – und mir selbst für „das Denken“ ganz unerlässlich scheinende – Begriffe fast völlig: Weder wird das menschliche Bewusstsein (etwa auch im Verhältnis zum tierischen) thematisiert, noch wird die Sprache als Träger von Verstand und Vernunft erörtert (letztere werden auch nicht geschieden), all dies geht im Buche in den insofern „verwaschenen“ Begriffen „Kognition“ und „Reflexivität“ auf bzw. unter ... – erinnern Sie sich an den eingangs zitierten Widerspruch? Einerseits wurden dort nur „graduelle“ Unterschiede in der „Rationalität“ zwischen Tier und Mensch konstatiert, andererseits die „eindrucksvollen Leistungen“ genannt, welche uns „von unseren Verwandten unterscheiden“. Offenbar um nicht die Kontinuität zwischen tierischer und menschlicher Kognitionsentwicklung zu gefährden, überbetont Welsch diesen Zusammenhang, und unterlässt es vor allem, die entscheidenden Unterschiede herauszuarbeiten, die auf der sprachlichen Kommunikation beruhen – gestatten Sie insoweit ein Selbstzitat: „Worte sind die Fackeln, in deren Licht uns die Dinge erst erscheinen.“<sup>3</sup> Das rationale Bewusstsein des Menschen (Hume hat dazu bereits vor 250 Jahren eine „Bündeltheorie“ entworfen, die auch heute noch gut zur Auffassung vom Verstandesbewusstsein als einer Form von „Synästhesie“ passt) ist qualitativ anderer Natur als das tierische Empfindungsbewusstsein und dazu emergent – was aber der Kontinuität der Kognitionsformen keinerlei Abbruch tut: Ist doch der Übergang von rein instinktgesteuerten Lebewesen zu solchen mit reflexiver Eigenempfindung ein ebensolcher emergenter Qualitätswechsel.

Von diesem Widerspruch zwischen „anthropischem Prinzip“ und der Welthaftigkeit der Kognition von Lebewesen sind denn auch die ersten vier Kapitel des Buches getragen; die Kapitel „Die Denkformen der Moderne – eine kritische Betrachtung“, „Historische Alternativen und Vorläuferpositionen zur modernen Sicht des Mensch-Welt-Verhältnisses“, „Die Genese der modernen Denkform“ und „Das dualistische Unterfutter der Moderne: Die Mensch-Welt-Opposition – der Mensch als Weltfremdling“ erörtern den Weg dieses Auseinanderdriftens, ausgehend von der Diderot-Sentenz von 1755: „Der Mensch ist der einzigartige Begriff, von dem man ausgehen und auf den man alles zurückführen muss.“ (S. 10) Beispielhaft wird diese Fortdauer des „anthropischen Prinzips (das auch in vielen Formen des „Konstruktivismus“ enthalten ist) über Kant, Feuerbach<sup>4</sup>, Nietzsche und Analytische Philosophie verfolgt. Vergebliche Versuche zur Rückkehr zu einer übergreifenden Denkform werden an Hegel, der Phänomenologie, Heidegger und Foucault vorgeführt. Kant entdeckt zwar in seinen berühmten „Aprioris“, den Denkvoraussetzungen Raum und Zeit diese Passung der menschlich-rationalen Interpretation, überzieht aber in seiner ontologisch-statischen Auffassung diese richtige Erkenntnis zur angeblichen Unerkennbarkeit des „Dings an sich“ und wird so zum Vater des deutschen Idealismus ebenso wie des modernen radikalen Konstruktivismus. Dieser „Abirrung“ des „anthropischen Prinzips“ werden sodann ausgerechnet die Positionen von Platon und Aristoteles als angeblich weltkongruente Anschauungen entgegengestellt, obwohl doch gerade diese beiden Denker dem Idealismus erst den Weg gebahnt haben und das Geistprinzip

der sich damit auswickelnden Vernunft so an die Spitze gestellt haben, dass es sich zwanglos in den christlichen Gott verwandeln ließ und noch Hegel sich genau darauf berief. So stellt für Platon die Welt der Dinge lediglich die scheinhafte und eingeschränkte Diesseitsexistenzweise der Ideen dar, und für Aristoteles ist es die höchste und reinste Daseinsweise, wenn sich das Denken, so wie es „der Gott“ tut, selbst denkt.<sup>5</sup>

Aus dieser merkwürdigen Kongruenzannahme muss der Autor dann ausgerechnet jene antiken Philosophen, die als erste auf die auch von ihm vertretene Passung von Welt und Mensch aufmerksam wurden, wie Protogoras und Sextus Empiricus, als Vertreter der *inkongruenten* Position, also des anthropischen Prinzips werten.

Richtiger wäre es wohl, den schon bei den Griechen angelegten idealistischen Umweg der *Inkongruenz* als eine *notwendige* Stufe der kulturellen Evolution hin zu einer passenden *Kongruenz* aufzufassen. Der Autor gelangt zu dieser Konsequenz wohl deshalb nicht, weil er jedenfalls in diesen Vorträgen kein eigentliches Konzept der einzelnen Schritte dieser Entwicklung der *menschlichen* „Kognition“ vorlegt, der eine andere als die tierische Bewusstseinsform zugrunde liegt, nämlich die unabgeschlossene und nach wie vor wirksame sprachlich-epigenetische Evolution des Neokortex, die mit der von Jaspers so benannten „Achsenzeit“ eine neue Reflexionsstufe erklommen hat.

Im dritten und vierten Kapitel wird auf die „Genese der modernen Denkform“ eingegangen und der „tiefste Grund“ dieses anthropischen Prinzips „in der Annahme einer *Inkongruenz* zwischen Welt und Mensch“ gefunden. (S. 56) M.E. recht

willkürlich wird die „Weltfremdheit“ des Menschen mit Pico della Mirandola angesetzt<sup>6</sup>, der Dualismus Descartes‘ zwischen *res cogitans* und *res extensa* darf natürlich nicht fehlen – dieser Antagonismus zwischen Idealismus und Realismus wird als der eigentliche Fehler ausgemacht, der ab dem fünften Kapitel therapiert werden soll. Diese nicht recht stringente und eher willkürliche Diskussion mündet dann ins „rettende Dichterische“ mit Rilke, bei dem die „Erfahrungen einer Gemeinsamkeit von Welt und Mensch“ gefunden werden, mit welchen der Dualismus und damit die Inkongruenz überschritten werden können sollen. Weiter werden Cezanne sowie „erotische Erfahrungen“ als Zeugnisse aufgerufen, in denen sich die Auflösung des Welt-Mensch-Gegensatzes beobachten lasse: „Wir bemerken, dass uns Menschen ein großes Überschreitungspotential innewohnt.“ Glücklicherweise ist dies die Wende des Buches, und der Autor gewinnt mit der als erster Teil dieser Rezension geschilderten evolutionären Auffassung endlich festen Boden unter den Füßen. Leider hat er es versäumt, bereits in den Kapiteln 1-5 seine zutreffende Auffassung einer *durchgängigen* kulturellen Evolution auch dieses menschlichen Geistes durchzuhalten, sondern lediglich Phänomene dieser Entwicklung ohne rechten roten Faden zu einem eher verwickelten Knäuel gestrickt, und dabei ganz ähnlich wie Nietzsche, nur an anderer Stelle, die Entwicklung der menschlichen Vernunft in zwei Teile zerlegt: Wo Nietzsche Sokrates, Platon und Aristoteles bereits zum Irrweg der Vernunft rechnet (also zur Inkongruenz) und nur die Vorsokratiker gelten lassen will, da umarmt Welsch die Antike noch ein weiteres Stück und vermeint auch bei diesen noch eine erst später, z.B. mit Pico verloren gegan-

gene Weltübereinstimmung feststellen zu können.

Insgesamt gesehen bieten diese acht Vorträge eine hochinteressante Lektüre und mit den drei letzten Referaten eine ausgezeichnete und den Titelsanspruch einlösende Perspektive auf „Mensch und Welt“.

#### Anmerkungen:

<sup>1</sup> Insoweit verweise ich auf meine in ganz ähnliche Richtung zielenden Beiträge „Metaphysik und Evolution“ (A&K 1/2010, S. 119-131) und „Von Thales zu Einstein“ (A&K 2/2010, S. 67-82).

<sup>2</sup> Nach einem Bild von D. Dennet und des Mitherausgebers von A&K, F. Wuketits (s. A&K Sonderheft 15 „Darwinismus“, S. 145 ff.), hat sich die Evolutionstheorie zu einer „Universalsäure“ entwickelt, die sich praktisch durch jeden traditionellen Begriff frisst.

<sup>3</sup> Helmut Walther, „Metaphysik und Evolution“, A&K 1/2010, S. 126.

<sup>4</sup> Die einseitige und gewaltsam wirkende Festlegung etwa Feuerbachs (was sicher auch für Nietzsche gilt) durch Welsch auf das „anthropische Prinzip“ lässt sich leicht an dazu gegensätzlichen Äußerungen zeigen: „Die Natur hat keinen Anfang und kein Ende. Alles in ihr steht in Wechselwirkung; alles ist relativ, alles zugleich Wirkung und Ursache; alles in ihr ist allseitig und gegenseitig.“ (Ludwig Feuerbach, GW, hg. v. W. Schuffenhauer, Bd. 6, S. 115). Vielmehr deckt sich dieses Zitat völlig mit der Auffassung von Welsch selbst, wie er diese in seiner „relationistischen Ontologie“ (S. 144 ff.) schildert.

<sup>5</sup> Helmut Walther, „Metaphysik und Evolution“, A&K 1/2010, S. 127f.: „Sich selbst also erkennt die Vernunft, wenn anders sie das Beste ist, und die Vernunftkenntnis ist Erkenntnis ihrer Erkenntnis. (Aristoteles, Met. 1050 a 21)

<sup>6</sup> Weiter bleibt dabei völlig ausgeblendet, dass die Weltfremdheit des Menschen mit den griechischen Mysterien und dem griechischen Idealismus beginnt und mit den Hochreligionen in die Breite herrschend geworden ist bis heute, also seit über 2.000 Jahren.

*Helmut Walther (Nürnberg)*